



KARL-HEINZ ENGEL

*Von listigen Füchsen,  
fetten Erpeln und  
frechen Zaunkönigen*

NATURGESCHICHTEN  
VON TIEREN UND MENSCHEN

steffen verlag

Karl-Heinz Engel

*Von listigen Füchsen,  
fetten Erpeln und  
frechen Zaunkönigen*

**NATURGESCHICHTEN  
VON TIEREN UND MENSCHEN**



Karl-Heinz Engel

*Von listigen Füchsen,  
fetten Erpeln und  
frechen Zaunkönigen*

NATURGESCHICHTEN  
VON TIEREN UND MENSCHEN

steffen verlag



# Inhalt

Einen fetten Erpel oder eine junge Ente – oder beides? .....	7
Flieg fort, kleiner Habicht, und kehr nicht zurück .....	31
Plötzlich löst sich aus der Pappel am Bilhardt-Platz ein Schatten ... ..	57
Maria Lichtmess, wer weiß noch von dem Tag .....	85
... und zerwirkt den Rittersporn mit einem Tritt .....	113
Einsteins Leine überführt den Hühnerdieb .....	135
Eine Ruhmestat und die Angst vor dicken Spritzen .....	161
Zogen fünf wilde Schwäne ... ..	191
Ein weißer Rüpel namens <i>Passer domesticus</i> .....	213
Der Zaunkönig, oh, dieser Hallodri .....	237
Über den Autor .....	263



# Einen fetten Erpel oder eine junge Ente – oder beides?

*Eine Eiche am Stadtrand von Vierwalde wirft im Herbst viele Früchte ab, ganz zum Vergnügen von Wildenten, die sich in später Stunde unter dem Baum treffen und nach Herzenslust schmausen. Der Entengeruch aber lockt einen Brandfuchs an. Er, der Herrscher über alles wildlebende Getier am Stadtrand, weiß, wie man die fetten Enten fängt. In der benachbarten Wiesenaue geht unterdessen ein grauer Schatten um. Höchste Gefahr für den Fuchs. Doch er ahnt nichts.*

Gerader Stamm, eine Krone im Ebenmaß, so hoch wie breit, kein welker Ast. Die Eiche an der Vierwalder Reitbahn ist makellos gewachsen. Was hat die Natur veranlasst, am Rand des Geländes, auf dem vor langer Zeit eine Reitereschwadron exerzierte, einen so herrlichen Baum gedeihen zu lassen? Er hat sich aber die Stelle nicht selbst gesucht, er ist kein Wildgewächs. Menschenhand hat ihn gepflanzt. Die Reitbahneiche vertraute man 1871, in jenem Jahr, in dem der Krieg mit Frankreich sein Ende fand, der Wurzelerde an, gleich unzähligen anderen in deutschen Landen. Friedenseichen wurden sie genannt. Bäume erzählen Geschichte, vorausgesetzt, sie wird von Generation zu Generation weitergegeben und gepflegt. Um die Bedeutung des Vierwalder Baums wissen unterdessen nur noch einige hochbetagte Stadtbewohner, die Jüngeren haben den Faden des Interesses reißen lassen. So hat der schöne Baum den Allermeisten nichts mehr mitzuteilen und niemand fragt nach seiner Vergangenheit.

Ungeachtet der Geschichtsvergessenheit schaut, wer in Richtung des früheren Kavallerieplatzes fährt, schon von Weitem auf das Prachtstück, das zu jeder Jahreszeit imposant wirkt. Eine Pappelreihe längs der schmalen Straße leitet den Blick zu der Eiche. Seit über hundert Jahren reifen an dem schmutzigen Baum Früchte. Es sei denn, der Maifrost hat die Blüte verdorben. Aber das passiert selten, denn die Eiche genießt halb von Norden und halb von Osten den Wetterschutz des Krähenholzes, eines ausgetrockneten Erlenbruchs, an das sich eine Flussniederung anschließt. Das Wäldchen diente Winterkrähen vom fernen Peipussee jahrzehntelang als Schlafplatz, wie Ringfunde ergaben. Die Krähen haben sich mittlerweile eine andere Nachtbleibe gesucht.



Niemand weiß, warum sie dem Erlenbruch den Rücken kehrten. Namenspaten aber sind sie geblieben.

Der Friedensbaum trägt im Herbst also fast immer Eicheln in Hülle und Fülle. Viele Säcke voll wären es, würde sie jemand auflesen. Anfang Oktober rütteln Stürme an seinem Geäst und lassen die Früchte zu Abertausenden niederprasseln, auf dass sie im Frühjahr keimen und Wurzeln treiben. So möchte es die Natur. Doch daraus wird nichts, denn die Tierwelt ist erpicht auf das, was da auf den Boden schlägt. Eicheln bersten geradezu vor Energie.

Auch die Stockenten eines unweit gelegenen Baggersees warten darauf, dass sich die Früchte endlich von den Zweigen lösen. Nehmen abends Dunkelheit und Stille Krähenholz, Reitbahn und See ein, bricht für die meisten Tiere die Schlafenszeit an. Nicht so für die Stockenten. Dutzende rauschen im Spätschummer hungrig vom Wasser zur Eiche, andere watscheln gar zu Fuß. Sie treffen sich unter dem Baum, der anders als die meisten Eichen der Umgebung bis in den Februar ganz rätselhaft sein knitterbraunes Laub behält. Eitle Erpel, der eine wie der andere ein Prahlhans, sind dabei, ebenso geschwätzige Mutterenten und leichtfertige Jungpaaken. Es stören sie weder Läufer noch Radler, die zu vorgerückter Stunde im Schein von Stirnlampen noch rasch ein paar Runden drehen.

Eicheln fressen macht satt und durstig. Passt nichts mehr in den Kropf, schwirren die Enten zum Baggersee, um zu trinken und die schwere Kost zu verdauen. Matt liegen sie dann auf dem stillen Wasser, die Köpfe schlummernd ins Gefieder gesteckt. Aber es bleibt nur bei einem kurzen Schlaf, denn bald meldet sich der Appetit zurück. Und schon eilen sie wieder zur Futterstelle. Endlich fühlen sie sich bis in die letzten Windungen ihres Gedärms dick und stramm. Auf dem See geben sie sich dann im Schutz einer verschilften Bucht bis zum Hellwerden einem trägen Dösen hin. Fast immer quält sie Bauchdrücken, schlimmes Bauchdrücken sogar. Sie schwören den Fressorgien ab und wollen sich am nächsten Abend mit leichterer Kost bescheiden. Aber wie das so mit Schwüren ist, sie werden gern gebrochen. Bauchdrücken hin und Bauchdrücken her, gleich am nächsten Abend stopfen die Enten wieder in sich rein, was rein passt. Meistens sogar noch mehr, denn die herbstliche Völlerei macht Sinn. Die Eichelkalorien lassen ihnen fette Spickbrüste wachsen, die beste Energiereserve für den Winter. Vom Winter weiß im Oktober jedoch niemand, ob und wann er eintreffen wird. Fressen, wo immer es sich

anbietet, befiehlt ein Vorsorgeinstinkt deshalb nicht nur den Enten, sondern jeder Kreatur. Was man hat, wird später nicht fehlen. Wer sich dem verweigert, kann den Preis des Verhungerns zahlen. Enten ahnen aber, dass sie andere satt zu machen haben, denn niemand lebt für sich allein. Einer von denen, die es auf sie abgesehen haben, heißt Habicht, ein anderer Fuchs. Ja, Reineke, der Brandfuchsrüde vom nördlichen Vierwalder Stadtrand, ist einer, der sich auf die Entenjagd versteht. Und das, obwohl Enten famos fliegen und schwimmen können, er aber nur gut zu Fuß ist. Doch er weiß um die Tricks, mit denen er der fetten Wasservögel habhaft wird.

Man nennt ihn Brandfuchs, weil die üblicherweise weißliche Vorder- und Unterseite seines Pelzes bei ihm von einem schwarzgrauen Grannenflor überflogen wird. Schick sieht das aus, wie für eine Tiertheateraufführung gemacht. Auch fehlt dem Rücken eine weiße Luntenspitze, wie sie der Birkfuchs, sein viel häufigeres Pendant, sein Eigen nennt.



Der flotte Brandfuchsrüde wohnt im Herbst und im Winter unter einem von Gestrüpp überwachsenen Stapel vergessener Betonplatten, nach menschlichem Ermessen die liederlichste Gerümpelecke des ganzen Stadtrandbezirks. Überhaupt fügt sich die nördliche Peripherie Vierwaldes nur widerwillig einer einigermaßen urbanen Ordnung. Neben gepflegten Kleingärten dämmern zwischen drei staubigen Wegen brachliegende Parzellen dahin. Vernachlässigte Obstbäume haben sich der Kanadischen Goldraute und allerlei Gesträuchs zu erwehren, das hartnäckig um ein Vorrecht über Boden und Licht streitet. Die Natur holt sich zurück, was sie besaß. Ein grünes Chaos zum Besten der Wildtierwelt.

Siebzehn etwas weitläufiger bemessene Gärten dienen von Amts wegen genehmigten Kleintierhaltungen. Tauben, Hühner, Enten, Gänse und Kaninchen leben dort in Schuppen und Buchten und vertreiben sich den Tag in Einhegungen und Minitümpeln. Drahtzäune und Hecken, die meisten aus Liguster, aber auch aus widerspenstigem Feuerdorn, trennen die Besitzungen. Es herrscht mit Hahnenkrähen, Gantergeschrei, Spatzengezänk und Täubergurren munterer Lebenslärm hinter den Zäunen. Ziemlich große Bäume, die meisten immergrün mit Efeu bestrickt, spenden dem Federvieh im Sommer

Schattenkühle. Zur Küken- und Gösselzeit, häufig jedoch auch sonst, lungern von morgens bis abends diebsblickige Krähen und Elstern im Geäst. Hin und wieder stößt plötzlich ein Habicht zwischen das frohgemute Geflügel, das in hellem Entsetzen auseinanderstürzt. Doch irgendein Huhn, irgendein halb-wüchsiges Küken oder Gössel trägt er fast immer davon. Ein Habicht kennt kein Erbarmen. Wird er gar zu dreist, spannen die erzürnten Tierhalter Netze über die Gehege, die den ansausenden Tyrann wie einen Trampolinspringer zurückschleudern. Das passiert einem Habicht aber nur einmal. Er meidet die kleinen Höfe dann für einige Zeit, schließlich darf er seine Unversehrtheit nicht aufs Spiel setzen. Dann aber jagt er den Haustauben nach. Eine, so erzählt man, verfolgte er bis in den Schlag. Er trieb sie in eine Ecke, tötete sie und fraß sie in ihrem so sicher geglaubten Heim auf. Danach zwängte sich der Habicht durchs Flugloch nach draußen, postierte sich eine Weile lang auf ein Sonnenbrett und sah sich in aller Ruhe die Tierhaltungen näher an. Dann verschwand er so plötzlich wie er erschienen war. Die Schwarmschwester der Taube kreisten noch lange am Himmel. Abends scheuten sie sich verängstigt, in den Schlag zu kriechen. Schließlich soll ein wagemutiger Täuber den Anfang gemacht haben, und die anderen taten es ihm nach. Zur Ruhe aber fanden nur wenige. Er ist eben ein wirklich gefürchteter Typ, dieser Habicht. Seine Wesensverwandten unten auf der Erde, einer davon heißt Brandfuchs, blicken neidvoll zu ihm auf. Er ist für sie ein Held. Die Taubenhalter aber drohen ihm mit Knüppeln und Fäusten.

Mitten in dieser Stadtrandlage ankert eine alles überragende, halb hohle Pappel. Und dann stehen da noch Grundmauern von Gehöften, deren Besitzer niemand mehr kennt. Brombeeren, diese hakeligsten aller Ranker, bedecken die Gemauerreste. Alles in allem ein wildes Terrain also, der nördliche Stadtrand, der allerdings zum Wiesental hin durch drei neue, schmucke Reiterhöfe mit Heuschobern und Wagenremisen zu einer kultivierten Ordnung findet. Noch weiter nach Norden schachteln sich Koppeln, Äcker, Weidenbrüche und Torfstichgewässer ineinander. Ein sich windendes Flüsschen, dessen Wasser sich irgendwann nach langer Irrfahrt in der Ostsee verliert, begleitet das Tal. Ebenso ein Bahndamm, auf dessen Gleisen im Stundentakt Züge verkehren.

Diesen kunterbunten Teil Vierwaldes, den eigentliche Städter nie gesehen haben, nennt der Brandfuchs sein Reich. Keiner macht es ihm streitig unter

seinesgleichen, denn er ist ein angriffsmutiger Rüde im besten Alter. Am nördlichen Stadtrand regiert er, nur er. Er meint gar, der König dieser Gegend, genau genommen dieser Unterwelt, zu sein. Manchmal würde er am liebsten eine Flagge hissen mit ihm, dem Fuchs, als Hoheitssymbol. Eine Warnung vor allem an Marderhund und Waschbär, die diesen Belauf ebenfalls gerne besäßen. Anfangs machten sie keinen Hehl aus ihrer Absicht und schwadronierten mit ihren Familienclans durch seine Besitzungen. Wäre Reineke ein Schwächling, hätten sie ihn womöglich schon vergrault. Doch er versteht es, mit zudringlichen Konkurrenten umzugehen. Zunächst drohte er ihnen in der Gebärdensprache, dass sie den Stadtrand schleunigst zu räumen hätten. Jedes Raubtier begreift eine solche Botschaft. Als sie seine Weisung in den Wind schlugen, packte er den Anführer ruckzuck an der Kehle und warf ihn in den Schmutz. Als der Marderhund dennoch keine Lehre anzunehmen gedachte, verdrosch er ihn vor den Augen seiner zögerlichen Begleiter nach Strich und Faden. Seine Fellzotteln flogen nur so. Mit einem, der dem Anführer schließlich doch zur Hilfe kommen wollte, verfuhr er ebenso. Der Clan nahm Reißaus, und es staubte den ganzen langen Weg entlang. Er hatte begriffen, dass der Brandfuchs alle Eindringlinge ohne Wenn und Aber die Zähne spüren lässt. Er ist für wahr ein starker Bursche.

Seither meiden Marderhunde diesen Teil von Vierwalde. Waschbären, denen die Niederlage alsbald zu Ohren kam, halten sich ebenfalls fern.

Bleiben Stadthunde, die dem Fuchs zur Gefahr werden könnten. Doch es sind meistens nur ängstliche Sesselpfiffis, wie er sie geringschätzig nennt, die sich hier blicken lassen. Bei ihren Freigängen mit Herrchen oder Frauchen an der Seite interessieren sie sich nur für Gerüche der eigenen Art. Der Einzige, vor dem sich der Fuchs in Acht nehmen muss, ist ein Dackel namens Klaus, der meistens ohne Herrchen und Frauchen Streifzüge unternimmt. Er steckt seine schwarze Schnüffelschnauze überall rein. Kein Schlupfwinkel erscheint ihm zu finster, als dass er ihn nicht ausgiebig absuchen würde. Ein Fürchtenicht sondergleichen, dieser Klaus. Einmal kroch er unter den Plattenstapel, während der Fuchs dort schlief. Welch ein Radau. Nur mit Glück konnte Reineke an dem Wüterich vorbeiwitschen und das Weite suchen. Das alles ist längere Zeit her. Von Klaus hat er seither nichts mehr gehört, gerochen oder gesehen.

Mit den Kleinviehhaltern hat der Brandfuchs die stille Übereinkunft getroffen, dass er ihr lebendes Hab und Gut unbehelligt lässt, was ihm anfangs

unsägliche Überwindung kostete. Gänse und Enten im Herbst, wie sind sie drall, wie riechen sie fett. Aber der Rüde zwang sich zur Raison und verkniff sich Übergriffe. Sie wären sonst bald hinter ihm her gewesen. Geht so ein Angriff schief, kann er nicht davonfliegen wie der Habicht. Die Viehhalter tolerieren ihn jedenfalls und halten sich an den Nichtangriffspakt – was einige Vorgängerfüchse versäumten. Von einem Altvorderen weiß Reineke, dass manche Artgenossen den Burgfrieden ohne Not brachen und Hühner, Enten, Gänse und Kaninchen stahlen, bis sie eines schrecklichen Tages in einer Falle steckten. Ein niedersausender Knüppel bereitete ihnen das Ende. Man jagt nicht vor der Haustür, belehrt sich der Brandfuchs deshalb immer mal wieder selbst. Im sicheren Gefühl, unbehelligt zu bleiben, richtet er umso gründlicher über Gedeih und Verderb aller wilden Tiere am nördlichen Stadtrand, so sie nicht größer sind als er selbst. Wie er das macht, bleibt im Verborgenen, denn er ist ein Nachtwerker. Niemand soll wissen, was er vor hat und wohin er seine Schritte lenkt. Da steht er manchmal minutenlang auf dem Hauptweg und äugt gebieterisch in alle Richtungen. Ach ja, der Stadtrand, die Unterwelt. Der Fuchs fühlt sich wohl in ihr.



Am allerliebsten hat der Fuchs jedoch den Sommer, wenn die Vegetation ins Kraut schießt und ihn und seine Familie unsichtbar macht. Wenn es blüht und summt und die Wiesenluft liebliche Gerüche verströmt. Nachdem er eine Frau gefunden hat, verlegt er seinen Wohnsitz jedes Frühjahr ein Stück weiter ins Wiesenland hinaus. Unter einem Dornbusch am Bahndamm versteckt sich ein geräumiger Bau, den niemand kennt, außer eben den Reinekes. Ein Dachs soll ihn vor langer Zeit gegraben haben. Dort zieht das Paar seine Jungen groß. Fünf waren es im vergangenen Sommer.

Herrlich lebt es sich auf dem Landsitz. Findet der Brandfuchs nach nächtlichem Futtergang in der spartanischen Betonplattenbehausung schwer zur Ruhe, sinnt er gern der warmen Jahreszeit da draußen nach. Sonne, Stille, ein reich gedeckter Tisch... nur hin und wieder mal ein entlangratternder Zug. Wäre es doch bald Frühling. Aber jetzt im Oktober kann er davon nur träumen. Besonders gern denkt Reineke an einen Heuballen auf der Wiese. Auf dem hat er im Sommer häufig Mittagschlaf gehalten. Bauer Stretense war

der in Garn gebundene Ballen bei seiner letzten Fuhre vom Treckerhänger gerutscht. Er bemerkte es nicht. Zweimal, dreimal rollte der rundgepresste Packen um die eigene Achse und dann, schwupp, kippte er auf die Seite und blieb liegen. Nach ein paar Tagen schaute sich der Fuchs den Rundling genauer an, hüpfte hinauf und fand ihn als Ausguck, mehr aber noch als Ruheplätzchen vorzüglich geeignet. Ein Plätzchen, im Juli umgeben von einem Grasnelkenmeer, über dem Schmetterlinge tanzten, ein wirkliches Geschenk. Zwischen den Grasnelken erhob sich eine menschenhohe Königskerze mit wer weiß wie vielen Blüten, aus denen Hummeln und Schwebfliegen Nektar tranken. Die schöne Pflanze wiegte sich im Wind, als wollte sie tanzen.

Niemand störte den Fuchs auf dem Heu, wenn ihm der Sinn nach Erholung von der Futtersuche stand. Manchmal kam es ihm vor, als würde ihn jemand auf einer Sänfte tragen. Das Paradies, er konnte es sich nicht besser denken. Welch ein Frieden umgab ihn, wenn er in der Sonne faulenzte und dem Spiel der Welpen, sein eigen Fleisch und Blut, zuschaute. »Ich habe eine Frau, fünf Kinder, und die Welt ist schön«, summte er so manches Mal und reckte und streckte sich wohligh. Er war so eins mit sich. Es gibt diese Tage für einen Fuchs. Sein Dasein allein war ihm genug.

Auch den Flöhen, der Plage wohl aller Wildtiere, machte er auf seiner Sonnenbank rasch den Garaus. Hatte er einen zwischen seinen Schneidezähnen zerquetscht oder in die Flucht gebissen, ulkte er: »Es war einmal ein Füchselein, das hatte einen Floh ... Er rief nach seinem Schneider, der Schneider kam herbei ...« Dann stockte er. Wie der Vers richtig heißt und wie er seinen Fortgang nehmen müsste, hatte er vergessen. Es fiel ihm partout nicht ein. Doch das, was er behalten hatte, reichte ihm.

Der vergangene Sommer war ein sorgenfreier Sommer gewesen. Wenn er sich auf dem Heu räkelt, ließ er sich mal die rechte, mal die linke Seite, mal den Rücken, mal den Bauch von der Sonne wärmen. Einmal war er auf dem Heuballen in so festen Schlummer gesunken, dass er nicht bemerkte, wie eine schwarze Nacktschnecke an seinem Hals hinaufkroch. Und dann passierte etwas Dummes. Ein stadtbekannter Tierfotograf schlich sich heran und machte von ihm Aufnahmen – natürlich mit der ekligen Schnecke am Hals! Am nächsten Tag war das Bild in der Zeitung zu sehen. Der Fuchs hätte dagegen kaum etwas einzuwenden gehabt, wengleich die Schnecke am Hals nicht hätte sein müssen. Doch nun wanderten Menschen mit Fernglä-

sern und Fotoapparaten herbei auf der Suche nach dem Fuchs auf dem Heuballen. Sie entdeckten ihn natürlich, was ihm dick gegen den Strich ging. Er und seine Familie verkrochen sich einige Zeit lang in einem Rapsfeld jenseits des Bahndamms. Aus war's erst mal mit der unbekümmerten Sommerfrische. Ganz so sorgenfrei war sie also doch nicht gewesen. Väterchen Fuchs mied den Heuballen, bis das Publikum fernblieb. Dann kehrten auch die Seinen zurück. Irgendwann sprang Reineke wieder auf seine geliebte Sonnenbank und blickte sich zunächst eine ganze Weile um. Aber das befreite Gefühl, die Gewissheit, nicht unter Beobachtung zu stehen, wollte sich nie mehr richtig einstellen. Und alles nur wegen dieses Fotografen. Paparazzi, Öffentlichkeit, nein danke, auf die verzichtete er und seine Sippe für alle Zeit.

Sieben Wochen später mähte Bauer Stretense die Wiese ein zweites Mal. Mit dem Grummet holte er auch den Heuballen auf sein Gehöft. Der Fuchssommer nahm damit ein Ende.

Immer im Herbst verlegt der Fuchs seinen Wohnsitz unter den Betonplattenstapel. Nah an der Stadt ist der Winter meistens etwas milder. Das Plattenkastell erscheint ihm auch sicherer, denn es könnte sein, dass ein Jäger doch mal die Gartengegend absucht, vielleicht sogar mit Dackel Rüpel. Der Fuchs will es nicht drauf ankommen lassen. Der Heuballen, die Sommerfrische, seufzt Reineke so manches Mal, wenn er sich im schnöden Winterbunker einigelt und zur Ruhe finden will. Von der Füchsin lebt er jetzt getrennt. Die Kinder sind erwachsen und haben sich in alle Winde verstreut. Das ist der Weltengang. Irgendwann dämmert der Fuchs mit all seinen Gedanken hinüber in einen unruhigen Schlaf.



Aber noch ist kein Winter, sondern Oktober. Die besten Wochen für den Brandfuchs, um sich Nacht für Nacht voll zu fressen. Die Enten vom Baggersee sollten daher ahnen, dass Reineke ihnen alsbald nachschleichen wird. Sie kennen seine Leidenschaft für wohlgenährtes Geflügel und seine Schläue. Sie geben sich unter der Friedenseiche dennoch unbekümmert der Völlerei hin. Dabei wacht niemand über den Frieden unter diesem Baum.

Die Anwesenheit der Wasservögel bemerkt der Fuchs schon in der ersten Nacht nach dem Eichelfall bei einem zufälligen Streifzug durch das Krähen-

holz. Mastenten, schon bei dem Gedanken sammelt sich Speichel in seinem Maul. Doch er beherrscht sich. Er hat gelernt, all sein Trachten einer Disziplin unterzuordnen. Das muss ein Fuchs, will er erfolgreich sein. In der zweiten und dritten Nacht unternimmt er sodann wieder einen Abstecher in das Erlenbruch, um in Erfahrung zu bringen, ob sich die Enten regelmäßig zum Schmaus einfinden. Er bemerkt, dass sie das tun und verzieht sich sachtfüßig. Die Vögel dürfen seine Schleichgänge nicht bemerken. Alle Vorbereitung wäre vergebens. »Sollen sie sich in Sicherheit wähen. Sollen sie glauben, es gäbe für sie keine Feinde auf der Welt und unter dem Friedensbaum schon gar nicht«, sagt sich der Fuchs. Er muss wegen des in Aussicht stehenden Bratens dreimal schlucken und trabt lässig hinaus in die Wiesenaue zum Mäuseln.

Immer wieder aber hängt er in Gedanken den Enten unter der Friedenseiche nach. Wo sonst böte sich eine Gelegenheit, ihnen trockenen Fußes beizukommen. Waren es dieses Mal weniger Vögel?, überlegt er mit lüsternen Augen, als er die Schräge eines Vorflutgrabens absucht. Mitnichten. Eher mehr, schätzt er. Wie neidisch war er früher auf Schnellflieger Habicht, der Enten spielend aus der Luft greifen kann. Aber er ist nun mal kein Luftkrobat wie der graue Himmelsstürmer, sondern auf fester Erde mühsam mit vier Pfoten unterwegs. Er muss sich wirklich einen guten Plan überlegen, um eine Ente zu ergattern. Zwei Nächte wird er sie noch unbeachtet lassen, dann legt er sich in einen Hinterhalt. Das nimmt er sich fest vor, denn darauf versteht er sich. Ob er einen fetten Erpel einer Jungente vorziehen sollte? Er ist ein Gourmet, weiß, was vom Guten am besten schmeckt. Ja, natürlich, zuerst eine zarte Jungente, danach würde er mit einem strammen Erpel vorliebnehmen. Oder doch umgekehrt?

Die Beschäftigung mit den Wasservögeln macht ihn konfus bei der Mäusejagd. Ihm will nichts glücken. Die flinken Nager flutschen durch seine Brannten. Er kommt mit seinem Gebiss immer einen Tick zu spät. Dabei knurrt ihm der Magen. Ärgerlich schubst er sein Fantasiegespiel um die Enten fort aus seinen Gedanken. Ein Fuchs, der Mäuse fangen will, muss die Sinne schließlich beieinander haben. So mir nichts, dir nichts lassen sich die kleinen Graupelze in der Dunkelheit nämlich nicht greifen. Auch sie hängen am Leben.

Der Fuchs schnürt einen Koppelgraben an Kielmanns Wiese entlang und ist nun ganz bei der Sache. Auf der Böschung tummeln sich Mäuse. Er hört



das leise Fietschen und Quietschen ihrer Unterhaltung. Die Baue durchlöchern die torfige Erde. Er will sich weiter heranschleichen und sie belauern, und wenn ein schmierbäuchiger Mäusegevatter auf einen Schnack mit seinem Schwager arglos zum Nachbarbau trippelt, fängt er ihn. Da hebt schon einer seinen Kopf aus dem Loch. Die Nachtlicht gewöhnten Fuchspupillen sehen es. Ein Satz, schon zappelt der Mäuserich zwischen Reinekes Pfoten. Und noch mal, schnapp, schon hängt der nächste quer zwischen seinen Schneidezähnen. Na also, ein Fuchs wird nicht hungern. Mäuse kriegt er immer. Kaum hat er die beiden Nagetiere verschlungen, schlägt er, zack, mit der rechten Pfote einen weiteren k. o. Ein vierter Happen lässt ebenfalls nicht lange auf sich warten. So gefällt es ihm.

Urplötzlich aber fährt ihm ein Heidenschreck ins Gebein. Sein Körper erstarrt mit gestrecktem Hals und gerader Lunte. Was war das eben? Er könnte schwören, dass ihm für einen Moment ein merkwürdiger Geruch in die Nase stand. Ein ihm fremder Geruch. Er weiß ihn nicht zu deuten, sein Instinkt sagt ihm aber, dass er von Unheil kündigt. Vorsichtig filtert er die Nachtluft. Er tut es noch einmal. Mit schräg gestelltem Kopf versucht er zu ergründen, wessen Ausdünstung er soeben wahrgenommen hat. Aber er steht vor einem Rätsel. Der Fuchs trabt ein paar Schritte weiter, atmet, wendet sich nach links, dann nach rechts, prüft wieder und wieder die Finsternis um sich herum. Nichts. Das, was ihm einen solchen Schreck eingejagt hat, findet er nicht mehr. Er wird sich geirrt haben. Von irgendwo her im Wiesenland ist der klagende Ruf einer Kauzeule zu hören.

Doch da! Just als er sich wieder der Mäusejagd zuwenden will, fächelt ihm erneut ein leiser Hauch etwas von dem mysteriösen Dunst zu. Er kommt nicht aus der Nähe und hat sich schon mit Taunebel vermischt. Was kann das sein? Sein Instinkt ermahnt ihn zur Vorsicht. Er spürt so etwas wie Bedrohung. Die Kielmannsche Koppel kommt ihm auf einmal ungeheuerlich vor. Er sollte verschwinden. Der Fuchs macht kehrt und trollt der Stadt zu, immer mal wieder stehen bleibend und sich vergewissernd. Feuchte schlägt ihm entgegen. Es schaudert ihn. Er schwenkt im Fuchsgalopp Richtung Brücke und nimmt den Weg zu den Gärten. Dort beruhigt er seinen Lauf, denn er ist zu Hause und fühlt sich nun geborgener als draußen im weiten Tal. Am Wegesrand erheben sich frische Maulwurfshügel. Achtung! Schon hat er einen Tunnelbauer, der sich über Flur an einer seiner Abraumhalden zu schaffen machte, am Wickel.

Nein, er will sich nicht halbhungrig zur Ruhe legen in seiner Betonfeste. Er wird hier noch ein paar Mäusen nachstellen. Dumm nur, dass die so nah bei der Nordstadt nicht so häufig sind. Kein Vergleich mit der Treibjagd auf der Grabenböschung bei der Kielmannschen Koppel. Es verstreichen zwei Stunden, dann endlich fühlt er sich einigermaßen satt. Als er sich endlich in seinen Plattenbau zwängt und über das eine oder andere nachsinnt, fällt ihm wieder der seltsame Geruch draußen in der Wiesenaue ein. Wo mag der seinen Ursprung gehabt haben? Der Fuchs findet keine Antwort. Er lässt es mit der Grübelei und hängt bald sehr freundlichen Enten-Gedanken nach. Morgen wird er noch keinen Angriff wagen. Bloß nichts übereilen. Aber dann, übermorgen. Es wird der Freitag, es wird der Freitagabend sein.



Zwei Tage verstreichen. Es ist so weit. Endlich Freitagabend. Der Fuchs rüstet sich schon beim Sonnenuntergang zur Entenjagd. Er hat noch Zeit, aber es drängt ihn, weil ihm der Sinn so heftig nach Enten steht, dass er die Gedanken daran kaum ertragen kann. Am liebsten wäre er sofort losgetrabt. Doch er bremst sich und bleibt in seinem Lager, denn schnell geschehen in der Ungeduld Fehler. Er weiß, dass sich die Vögel erst in der Dunkelheit unbeachtet fühlen. Er weiß aber auch, dass er vor ihrem Einflug seinen Hinterhalt eingenommen haben muss. Guten Mutes macht er sich schließlich im vorletzten Abenddämmer auf den Weg, schnürt über Bahngleis und Straße an der Gartenkolonie entlang rein ins Krähenholz. Dort stoppt er, weil es auf der Straße verdächtig nach Hund gerochen hat. Kann Klaus so spät auf Tour sein? Der Fuchs untersucht die Luft mit feiner Nase und kommt zu dem Schluss, dass der Hundedunst schon zwei Stunden alt sein muss. Um diese Zeit wird ihm also kein Kläffer in die Quere geraten. Und wenn schon, Stadthunde. Was wollen die ihm? Die allermeisten sind sowieso Trottel. Und Klaus? Wer weiß, ob der noch lebt. Vielleicht hat ihn jemand überfahren, das Schicksal vieler Dackel.

Reineke schaut auf den Westhimmel. Es wird Zeit. »Vor«, befiehlt er sich und schlängelt sich sogleich durch allerlei Bodenbewuchs. Die Enten werden ihn gar nicht als Gefahr auf der Rechnung haben, diese eitlen Erpel, dieses geschwätzige Weibsvolk und die jungen Enten erst recht nicht, über-

legt er. Er hat sich schließlich lange genug von ihnen fern gehalten. Vielleicht kann er sogar zwei auf einmal fangen. Das wäre was. Wie lässt sich so ein Beutezug in spe doch trefflich ausmalen. Da herrscht ihn eine Stimme aus seinem Innern an: Sei mit einer zufrieden, Brandfuchs, und halte deinen Verstand beisammen. Reineke stoppt, wartet einen Moment und gibt klein bei. Recht hat sie, die Stimme. Sie hat ihn schon häufiger gewarnt. Immer dieses Gedankengewölk, immer diese Ausschweifungen, hadert er mit sich. Dann schnürt er leise weiter durchs Krähenholz. Plötzlich giftet ihn eine Amsel an. Es ist nicht das Lamentieren, das Amseln jeden Abend anstimmen, bevor sie in ihren Schlafstrauch kriechen. Nein, dieses Geschimpfe meldet Gefahr. Sie hat den Roten trotz des drückenden Dämmerlichts bemerkt. Was nun? Reineke ist zusammengefahren und rührt sich nicht von der Stelle. Doch kann er sich das sparen. Die Amsel spektakelt weiter. Er weiß jetzt, dass sie nicht von ihm lassen wird, alle Welt ringsherum beunruhigt und die Entenjagd verdirbt. Er muss zurück. Nur dann wird der Schreivogel seinen Schnabel halten. Reineke, der Brandfuchsrüde, macht zerknirscht kehrt und verschwindet den Pfad flott zurück im Unterholz. Oh, ist er wütend über sich. Das kommt davon, wenn man mit den Gedanken bei einem fetten Fressen ist, das man gar nicht hat, flucht er in sich rein.

Er erreicht die Stelle, an der sich sein Weg gabelt, und setzt die Pirsch Pfote vor Pfote auf der anderen Route fort. Auch die endet bei der Friedenseiche, nur muss er einen Umweg in Kauf nehmen. Er wird Zeit vertrödeln, und es kann sein, dass auch andere Amseln im Krähenholz auf ihn, den Schleicher, aufmerksam geworden sind. Womöglich haben sich die Enten schon unter der Eiche eingefunden, bevor er sein Versteck erreicht. Dann wäre alles futsch, und er müsste wieder Mäuse treiben, um satt zu werden. Flink, aber mit Bedacht schlängelt er sich durchs inzwischen dunkle Buschwerk. Es gewahrt ihn keine Amsel oder irgendein anderer Wachdienst. Er erreicht den Rand des Gehölzes unbemerkt und dann steht sie, ganz von tief unten gesehen, mächtig und finster vor ihm, die Friedenseiche. Es sind noch keine Enten eingeflogen. Der Fuchs atmet erleichtert auf. Das ging noch mal gut. Er will zunächst zur Ruhe kommen und sich sammeln. Dann schiebt er sich vorsichtig unter einen Riegel aus Klettenkraut. Darüber haben Zaunwinden ein Dach geflochten. Ideal als Versteck. Hier wird er seine Lauerstellung einnehmen. Es vergeht eine Viertelstunde. Plötzlich hört der Fuchs Fluggeräusch. Ein Entenschoof rauscht aus

der Dunkelheit heran. Die Vogelschwinge erzeugen eine so schwirrende Luft, dass Reineke sich tiefer duckt und die Ohren anlegt. Die Enten aber drehen zunächst Sicherheitsrunden, eine, zwei, bei der dritten ziehen sie den Kreis schon tiefer. Dann braust der Pulk heran und landet genau da, wo der Fuchs die Vögel haben möchte. Er drückt den Kopf fester auf die Erde und schließt die Augen zu einem Blinzelspalt. Er darf sich nicht bewegen. Die nächsten und übernächsten Trupps fallen ein. Dieses Flügelsausen, wie das an seinen Nerven zerzt, und dann erst das Gepaake und Geschnatter. Einige Enten touchieren im Landeanflug untere Zweige, tun sich aber nicht weh. Schließlich wimmelt der Boden unter der Eiche von hungrigen Vögeln. Und da ist er, der Geruch von wohl vierzig Wildenten, den ein Lufthauch dem Fuchs auf kurzem Weg in die Nase fächelt. Oh, das hätte wirklich nicht sein müssen. Er kann kaum den Speichel halten, muss schlucken. Dann aber bringt er sich unter Kontrolle und verharrt im Kraut, als würden Enten, so nah vor seiner Schnauze, sein Gemüt eiskalt lassen. Ein Fuchs bei der Jagd muss streng Disziplin halten. Es vergehen ein paar Augenblicke in Stille, weil die Enten sich plötzlich vergewissern, ob Gefahr droht. Dann aber beginnen sie selbstvergessen zu fressen. Es könnte ja nicht für alle reichen. Kein Gedanke an Überfall, Tod und Verderben unter der Friedenseiche. So hat sich Reineke das vorgestellt. Keine der Enten ahnt, dass er seinen Körper wenige Schritte hinter ihnen zum Sprung bereit macht. Er schärft seine Pupillen, seine Pfoten suchen feste Fühlung, die Sehnen spannen sich. Lautlos rutscht er den fressenden Tieren etwas näher. Zwei Sprünge sind es noch bis zu ihnen. Er schiebt sich weiter, jetzt hat er das Versteck hinter sich gelassen. Enten sehen auch im Dunkeln, wenn etwas ihren Argwohn geweckt hat, das weiß er. Vorsichtig, vorsichtig, ermahnt er sich und gleitet noch ein paar Zentimeter voran. Er stoppt. Bietet der Boden seinen Hinterpfoten noch immer genügend Haftung? Er braucht beim Vorschnellen den perfekten Kraftschluss. Die rechte Sohle fühlt feine Partikel unter sich. Es ist die Stelle, auf der Drosseln im Sommer Schneckengehäuse zerklopft haben. Ausgerechnet auf eine solche Drosselschmiede ist die Hinterpfote geraten. Womöglich würde er auf den feinen Gehäusesplittern wegrutschen. Behutsam korrigiert er die Position. Jetzt springt er. Und ab! Jäh hechtet sein Raubtierkörper in den Schwarm. Vorderpfoten und Hinterpfoten gestreckt, von der Schnauze bis zur Schwanzspitze ein gerader Strich, die Kiefer bereit zum Zupacken – ein Angriff, vielmals erprobt. Er glückt. Tumult, Flügelschlag, Staub und Angst-

geplärr. Ringsum Dunkelheit. Dann wird es still. Ein kleiner Wind fächelt Daunen hin und her. Der einzige Fingerzeig auf das Attentat soeben unter der Eiche. Ein Entenrieb ließ sein Leben. Aber kein Blatt löst sich von dem Baum, der Friedenseiche heißt.



Der Fuchs war so geschickt zwischen die Vogelleiber geschneilt, dass er den Erpel genau zwischen seine Vorderpfoten zu fassen bekam. Ein Tigersprung? Ach was, warum ein Tigersprung, ein mindestens genauso perfekter Fuchssprung war es. Ein Biss über den Hals, die Wirbel knackten, und schon hing der Erpel reglos in seinem Maul. Reineke schleppt ihn sofort ins Krähenholz. Dort in der vollkommenen Finsternis legt er eine kurze Pause ein, um Atem zu holen. Der Überfall, die Anspannung haben Nerven gekostet. Er beriecht den Erpel, spreizt genüsslich das Gesicht und will weiter, verhofft aber mit einem Ruck. Kann ihm hier einer bedrohlich in die Quere kommen, ein Konkurrent etwa? Die Marderhundclique? Lungert bei den Gärten doch noch ein fremder Hund herum, einer, den er nicht einzuschätzen weiß? Passiert ist ihm das schon. Es war aber eine wirkliche Ausnahme. Der Schreck schoss ihm damals heftig in die Glieder, das muss er heute zugeben. Er will deshalb auf der Hut sein, denn schnell kann ein Jäger zum Gejagten werden und dann ist die Beute womöglich futsch. Jeder, auch ein Fuchs, hat jemanden über sich, das hat ihn das Leben gelehrt. Nun ja, er wird so rasch niemanden an seinen Pelz lassen am nördlichen Stadtrand von Vierwalde, aber um die Erpelbeute, die ihm einer streitig machen könnte, wäre es jammerschade. Er rupft ein paar Federn, schaut wieder in die Runde, achtet auf Geräusche. Soll er weiter rupfen? Die Versuchung bemächtigt sich seiner, aber er zügelt sich. Der Raubzug ist erst beendet, wenn er mit der Ente seinen Küchenplatz erreicht hat. Der befindet sich so an die dreihundert Meter von seiner Betonfestung entfernt in einem von Brombeeren eingefriedeten Schlehdorn. Er ist so verwachsen, dass es darin sogar sommertags schummrig bleibt wie an einem Dezembermorgen. Dort behelligt ihn niemand. Es belästigen ihn auch keine Krähen und Elstern.

Seine Kiefer greifen über den warmen Wasservogel. Er trabt über die Straße, nimmt den Bahndamm, hastet an einem schilfbewachsenen Graben entlang und erreicht endlich seinen Schlehdorn. Aasgeruch, halbe Skelette, Knochen

und Gerippe, ein paar sperrige Flug- und Schwanzfedern zeigen dem Fuchs an, dass er seinen Tisch erreicht hat. Er legt die Ente ab, setzt sich auf die Keulen, verpustet sich ein Weilchen, gähnt und schaut zufrieden vor sich hin. Ein Ritual, das er pflegt, bevor er mit dem Rupfen beginnt, um sich dann innig dem Mahl hinzugeben. Ein eichelgemästeter Erpel, welche Gaumenfreude. Beißt er erst in die Keulen und dann in die Brust? Füchse sind jedes Mal aufs Neue Genießer. Erst die Brust und das, was darunter liegt, und dann die Keulen entschließt er sich. Es ist ihm zumute, als stünde er vor der Tür ins Schlaraffenland, als dürfte er gleich mit Wurst nach Schinken werfen. Er frisst zuerst schnell, dann langsamer. Es knacken kleine Knochen. Ein Windstoß verteilt Federn. Dann lässt er die Ente sacken, leckt sich die blutverschmierte Schnauze. Zum Schluss greift er zum Stütz, das ist die fetttriefende Bürzeldrüse, das hinterste Stück des Erpels also und im Herbst das Allerbeste an jeder Ente. Damit beschließt er sooo satt sein Abendessen. Ihm bersten fast die Seiten. Er müsste sich die Beine vertreten, denn das erleichtert die Verdauung. Der Brandfuchs verlässt seinen Tisch und tritt mit schwerem Bauch zu seiner Plattenfestung. Trägheit, die Vorstufe des Faulseins, bemächtigt sich seiner. Dennoch beschäftigt ihn auf einmal der Gedanke, dass er bei etwas Glück hätte wirklich zwei Enten greifen können. Es wäre keine zu viel gewesen. Wenn nicht heute, dann hätte er sie eben morgen gefressen. So ist er, Reineke, der Fuchs. Mag sein Gedärm auch drücken. Zu weiteren Unternehmungen verspürt er aber schließlich doch keine Lust. Er kriecht in seinen Bau und legt sich schlafen.

Am nächsten Abend hält er sich von der Friedenseiche fern. Er will ein Regelmaß vermeiden. Die Enten könnten sonst nach einem anderen Futterplatz Ausschau halten. Den würden sie sicher finden.

Am übernächsten Abend jedoch legt Reineke sich wieder auf die Lauer. Die Enten fallen spät ein. Er muss lange warten, doch ist ihm das egal. Er hat Zeit. Kurz nachdem der erste Pulk heranzischt, überrumpelt er die Enten auf ähnliche Weise. Wieder herrscht panisches Durcheinander von Vogelleibern, als er zwischen sie springt. Und wieder ist ihm das Glück hold. Der Fuchs trollt sich dieses Mal mit einer Jungente zwischen den Zähnen ins Krähenholz. Rasch eilt er hinüber zu seinem Dickicht und setzt sich heißhungrig an den Tisch. Eine Jungente, na also, welche Schmaus. Auch dieses Mal hebt er sich den Stütz fürs Finale auf. Beute Nummer zwei. Seine Taktik geht auf.

Dann dunkeln drei Abende dahin, ohne dass er die Friedenseiche aufsucht. Als listenreicher Fuchs kann er sich nämlich in die Sicherheitsgebaren seiner Beutetiere versetzen. Sodann begnügt er sich in der Zwischenzeit wieder mal mit Mäusen und Maulwürfen und sucht Parkplätze, Straßen- und Wegeränder nach Weggeworfenem ab. Was da alles herumliegt. Das Leben am nördlichen Stadtrand bietet immer wieder Abwechslung, was die Küche betrifft. Dennoch träumt Reineke schon vom dritten Streich. Enten, nichts geht ihm über Herbstenten.



Ein hochläufiges, graues Tier streunt in tiefer Dunkelheit durchs Land und trifft in der Vierwalder Flussaue auf eine Koppel mit Mutterkühen. Es ist ein Wolf, ein schlaksiger Rüde, eineinhalb Jahre alt, einer von den fünf, die sich vor Monaten von ihrer Familie in der Haselhorster Heide trennten, weil sie sich selbstständig zu machen hatten. Ein leises Lüftchen hat dem Wanderwolf die Viehwitterung zugetragen. Da steht er vor dem Maschendraht, den koppelseitig ein Elektrozaun ergänzt. Er umschnürt die Einhegung, findet jedoch keinen Einlass. Seine Gegenwart aber genügt, um die Kühe zu beruhigen. Einige führen Kälber. Die Herde setzt sich unter Schnauben und Stampfen in Bewegung. Dann bleibt sie abwartend stehen. Der Wolf trabt mit tiefem Kopf an der Südseite des Zauns einen Graben entlang, findet aber auch dort keinen Durchschlupf. Er muss sich unter dem straff gespannten Maschendraht hindurch graben, um in die Koppel zu gelangen. Und schon macht er sich ans Werk. Mit seinen Vorderläufen scharrt er eine Mulde, schiebt Kopf und Vorderkörper hinein und drückt das Zaungeflecht mit aller Kraft nach oben. Mit einem Ruck reißt quietschend ein Spanndraht aus der Fixierung, die Maschen geben nach und er kann in die Koppel kriechen. Einen Stromschlag hat er nicht wahrgenommen. Wahrscheinlich erden irgendwo Nessel- und Distelstängel den Energiefluss. Der Wolf schüttelt sich und lauscht in die Nacht. Dann folgt er den Gerüchen zwischen Jauchestellen und Kuhfladen. Vielleicht liegt irgendwo eine Nachgeburt. Jetzt wittert er die Rinderherde in vollem Zug. Sie hat sich bei einem Wasserloch vor einem Weidenspalier aufgebaut. Die Kühe haben das Quietschen des Spanndrahts gehört und beargwöhnen mit steif nach vorn gedrehten Ohren und geblähten Nüstern je-

des Geräusch. Einige blasen ihre Atemluft heftig aus den Nasenlöchern. Der junge Wolf nimmt die Rinder, wie sie sich da als schwarze Wand aufgebaut haben, als bedrohliche Masse wahr. Drei Tiere aber halten sich etwas abseits. Er starrt sie eine Weile lang an. Dann wendet er sich um, trabt zurück zur Erdmulde und verlässt die Koppel. Wieder hat der Draht gequitscht. Am nächsten Zaunpfahl hebt er ein Hinterbein, markiert mit seinem Urin den Durchschlupf und verschwindet in die Nacht.

Wenig später erscheint der Wolf an einem Graben, der nach etlichen Winkelzügen im Fluss endet. Der Wolf folgt ihm in ruhigem Lauf, schwenkt dann auf einen Wiesenweg, der von Pfaffenhut- und Holunderbüschen begleitet wird. Links führt er zum nördlichen Stadtrand, rechts reicht er talab bis in die Wiesen. Dazwischen liegen kleine Äcker und Gehölze. Die Nähe des Stadtrands ist dem Raubtier jedoch suspekt. Diese Geräusche, die es nicht zu deuten vermag, der Geruch der Luft, der von dort die Aue füllt, all das kommt ihm nicht geheuer vor. Andererseits weckt die Stadtnähe in ihm Neugier. Ein Wolf ist schließlich kein Hasenfuß. In der Witterung verbergen sich Nuancen, die er für erkundungswürdig hält. Er nimmt sich vor, dem Stadtrand in den kommenden Nächten einen Besuch abzustatten.

Jetzt aber lenkt er seinen Lauf ins Wiesenland. Plötzlich stockt er. Geduckt schiebt er seinen Körper über den Wegrain, drückt sich noch tiefer und schnell plötzlich mit vier oder fünf Sprüngen nach vorn. Kein Klagen, aber ein kurzes, gurgelndes Quäken durchdringt die Nacht. Der Wolf hat sich ein Reh gegriffen. Seine Kiefer erdrosseln das junge Tier, die Halswirbel splintern. Schon ist es tot. Die anderen Rehe springen so hektisch davon, dass sie versäumen, laut zu geben und die Umgebung zu warnen.

Seit einigen Nächten durchwandert der Wolf die Flussaue. Nachdem er sich gestern einen Hasen griff, schleppt er das junge Reh nun in die von Sträuchern eingewachsene Ruine eines Melkhauses, das er gleich nach seiner Ankunft in Beschlag genommen hat. Er frisst seine Beute halb auf, besinnt sich ein paar Augenblicke und streckt sich zur Ruhe. Im Einschlafen nimmt er sich vor, die Mutterkuhkoppel weiter zu beobachten. So schnell wie vorhin würden sich Rehe nämlich nicht immer greifen lassen. Ein Rinderkalb wäre leichter zu erjagen. Gewiss müsste er mit Attacken der Mutterkühe rechnen, aber das Risiko würde er eingehen. Schließlich könnte er sich drei oder vier Tage lang sättigen. Aber der Wolf darf sich Zeit lassen, denn es treibt ihn nichts.



Doch probieren will er es. Zu wissen, wohin er seine Schritte lenken kann, wenn er Hunger hat, macht ihn zufrieden.

Plötzlich erhebt sich der Wolf. Er sucht nach einer angenehmeren Schlafstelle und findet sie in einer trockenen Ecke gegenüber. Er rollt sich zusammen und will einschlafen. Nun kommt ihm der Stadtrand mit seinen seltsamen Gerüchen in den Sinn. Er wird diesen Stadtrand auf jeden Fall erforschen. Morgen, übermorgen, vielleicht auch erst in der nächsten Woche. Dann schläft er ein.



Dreimal noch gelingt es Reineke, die Enten unter der Friedenseiche zu überlisten, dann begreifen die Vögel, dass ihr aller Leben auf dem Spiel steht, wenn sie der Verlockung des gedeckten Tisches weiter so unbedarft nachgeben. Sie meiden die Stätte seither. Zumal das Füllhorn des Herbstes auch woanders Baumfrüchte zuhauf ausgeschüttet hat.

Zum Ärger für den Fuchs, der nun wieder mit Mäusen vorliebnehmen muss. Er liegt am Nachmittag in seiner Plattenburg und sinnt den traumhaften Sommertagen mit der Sonnenbank und der Königskerze zwischen all dem Graselkengeflimmer nach. Rosa, welche eine Blütenfarbe in der grünen Wiese. Schön war's. Nun sind die Nächte länger als die Tage, und bald hält der Winter Einzug. Der Fuchs bedauert das sehr. Doch er weiß, wie man auch der unwirtlichen Jahreszeit eine feine Seite abgewinnen kann. Vorm Winter mag sich manch einer fürchten, er, der Brandfuchs, aber eigentlich nicht. Bisher hat ihn nie einer wirklich gepeinigt oder gar an den Rand seines Daseins gedrängt, auch weil er sich im Herbst immer ein Energiepolster angefressen hat. Schon führen ihn seine Gedanken wieder zu den Enten. Zu dämlich, dass sie seine Schliche durchschauen. Sollte er heute Abend zum Mäusegreifen in die Kielmannsche Koppel traben? Ach, wieder Mäuse. Vielleicht aber haben die Enten sich besonnen, vielleicht versammeln sie sich am Abend wieder unter der Friedenseiche, überlegt er. Doch wie des Wassergetiers habhaft werden? Er sollte sich einen anderen Hinterhalt suchen. Dass Gefahr am Rand des Krähenholzes lauert, wissen die Enten inzwischen. Er müsste sich direkt am Stamm, zwischen den Stützwurzeln etwa, verstecken. Damit würde niemand rechnen. Wenn sie einfliegen, brauchte er nur zu springen, bevor ihre

Paddelfüße sicheren Stand finden, und schon hätte er eine. Ja, das wird er tun. Der Fuchs reibt sich freudig die Pfoten über die Idee und legt sich zur Nachmittagsruhe nieder.

Nach vier Stunden erhebt er sich, kriecht aus dem Plattenbau, schüttelt sich den Staub aus dem Pelz und beschnuppert die Luft. Es ist schon längere Zeit dunkel. Da meldet sich der Hunger in ihm. Er will bedient werden. Los, ab zur Friedenseiche, befiehlt er sich und setzt sich augenblicklich in Trab.

Unterm Baum gähnt Stille, als er am Rand des Krähenholzes erscheint. Das ist gut so, das ist sehr gut, denkt Reineke und leckt sich das Maul. Dennoch könnte sein Vorhaben scheitern, denn er hat keine Ahnung, wann die Enten einfliegen, er weiß nicht einmal, ob sie an diesem Abend kommen. Es ist sein Wunsch, doch erfüllt er sich? Egal, er wird sich unmittelbar am Stamm verbergen und dann sehen, was passiert. Der Fuchs findet tatsächlich eine passende Stützwurzelnische und kauert sich hinein. Ein bisschen weiter könnte sie sein, aber sie versteckt ihn. Nun muss er warten. Es vergeht eine Stunde. In Reineke regen sich Zweifel. Er wird Mäuse fressen müssen, er sieht es kommen. Umständlich erhebt er sich, streckt die Glieder, schüttelt den Pelz und zuckt zusammen, weil er Fluggeräusche vernimmt. Ein Schwarm, alles Stockenten, saust mit pfeifendem Schwingenschlag über die Eiche hinweg, beschreibt in flinker Fahrt einen Halbkreis und kehrt von der anderen Seite zurück. Der Fuchs zwängt sich zwischen die Wurzeln, seine Hinterpfoten suchen nach Halt. Wieder rauscht der Schoof dahin, dreht bei, verliert Höhe, legt sich in eine Kurve und will unter dem Friedensbaum niedergehen. In diesen tiefen Anflug von wohl dreißig Enten schnellt aufs Geradewohl der Fuchs. Er prallt mit einem Vogel zusammen, schlägt ihn blitzgeschwind zu Boden, schnappt ihn, bevor er aufflattern kann und beißt ihn tot. Die anderen Vögel flüchten entsetzt und wirbeln Sand und Blätter auf. Dann wird es still, und der Fuchs springt behänd, die Beute breit im Maul, ins Krähenholz. Entenjagd, wie einfach.

Im Schutz des Erlenbruchs macht er halt, um den Vogel, wieder mal eine Jungente, zu beriechen. Das muss sein, und wie jedes Mal überkommt ihn die Versuchung, seine Beute an Ort und Stelle zu verzehren. Doch wie jedes Mal widersteht er der Versuchung. Der Fuchs hebt die tote Ente auf und trottet, den buschigen Schwanz gerade gestreckt, dem gewohnten Pass über dem Bahndamm folgend, zu seinem Küchenplatz im Schlehdornbusch. Be-

vor er das Versteck erreicht, legt er noch einmal eine kleine Pause ein. Ach ja, meint er zu sich, ein Fuchs am Vierwalder Stadtrand wird nie Not leiden. Wieder eine Jungente. Er schluckt und leckt sich die Schnauze. Den fetten Stütz wird er sich wieder für den Schluss lassen. Oder sollte er sich ihn gleich am Anfang gönnen und damit aus der Nachspeise eine Vorspeise machen? Er will sich entscheiden, wenn er in seinem Dickicht eintrifft. Reineke packt den Entenvogel fester und schlüpf, einen leichten Nachtwind im Rücken, von der Stadtseite aus in das Dornesträuch. Oh, hat da jemand versucht, Ordnung zu machen zwischen den halbaufgefressenen Beutetieren der vergangenen Tage? Der Fuchs stutzt, als er das Innere des Vorgebüschs erreicht und legt die Ente ab. Es sieht aus, als hätte sich jemand an all den Resten zu schaffen gemacht. Und dann erschrickt er. Ein fremder Dunst betäubt seine Nasenschleimhäute. Gefahr! Reineke macht einen Rückwärtsschritt, hebt die rechte Vorderpfote, starrt in die Finsternis und atmet vorsichtig ein. Doch ein feiner Zug nimmt in diesem Moment alle Gerüche von ihm fort. Warum zur Hölle kriecht er so leichtsinnig mit dem Wind von hinten zu seinem Fressplatz? Wie sollte er da etwas wahrnehmen? Der Fuchs verharrt ratlos in seiner Hab-Acht-Haltung. Er spürt Unheil, doch von wo und von wem? Dass es ganz nah vor ihm lauert, ahnt er nicht. Dann begreift er: Dieser Geruch war es, der ihn kürzlich zur Flucht von der Kielmannschen Koppel veranlasst hat. Ja, es war dieser Geruch. Reinekes Rückenhaare sträuben sich. Er tritt rückwärts und klemmt den Schwanz ein, er will weg aus dem Gebüsch. Doch etwas lähmt seine Glieder, gerade so, als hypnotisierte ihn jemand. Sein Blick versucht die Dunkelheit zu durchstechen und dann gewahrt er ein großes Raubtiergesicht mit schrägen Augen und kurzen Dreiecksöhren. Ein Wolf! Dem Fuchs entweicht alle Energie. Was soll er tun? Er müsste sich zur Seite stürzen und dann raus aus dem Dorn, weg, nur schnell weg. Doch würden seine bebenden Muskeln versagen. Er weiß es. Vielleicht sollte er schlau sein und seinem Gegenüber, seinem Verwandten, demütig eine Pfote bieten. Aber der würde die falsche Ehrerbietung gewiss durchschauen. Nein, dann lieber die Kräfte sammeln und versuchen, Reißaus zu nehmen. Er kommt nicht dazu. Der Wolf schnell nach vorn und streckt den Fuchs mit einem einzigen Brantenhieb nieder. Die Wucht raubt Reineke die Besinnung. Ein kurzer grässlicher Laut, halb Fauchen, halb Jaulen, entfährt seiner Kehle. Dann zermalmen starke Kiefer seine Wirbelsäule. Der Wolf lässt den Fuchs fallen. Schlaff liegt

# Über den Autor

Karl-Heinz Engel wurde 1949 in Vorpommern geboren und wuchs dort auf. Er war unter anderem als Reporter und Redakteur bei einer Tageszeitung sowie als Korrespondent einer Jagdzeitschrift tätig. Als Geschichts- und Naturfreund erkundete er Wälder, Seen und Auen zwischen Elbe und Oder. Er beteiligte sich an ornithologischen Monitoringvorhaben, widmete sich der Erfassung von Naturdenkmälern und spürte der regionalen Geschichte nach.

2013 erschien von ihm im Steffen Verlag das Buch *Baumriesen zwischen Berlin und Rügen*. 2015 folgte der Bildband *Deutschlands alte Buchenwälder*, ein Streifzug durch die fünf Unesco-Weltnaturerbestwälder. Nun legt der Autor mit *Naturgeschichten von Tieren und Menschen* ein belletristisches Buch vor. Engel erzählt von Wildtieren, die sich im Überlebenskampf zu behaupten haben, die Gewinner oder Verlierer sind. Es haben aber auch Menschen ihren Auftritt, die eng mit dem Naturgeschehen verbunden sind. Engel hat bei der Recherche seine zum Teil jahrzehntealten Aufzeichnungen zu Rate gezogen.

Es geht spannend, konfliktreich und zuweilen hochdramatisch zu im Tierreich, aber kaum harmonisch. Und so nehmen die Geschichten häufig kein gutes Ende. Frei nach Hermann Hesse formuliert, verbirgt sich hinter all den Gegensätzen aber eine Einheit. Und von ihr, von den Abläufen, die zum großen Zusammenspiel, wenn man so will, zum guten Schluss führen, geht eine seltene Faszination aus.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2022  
© Steffen Verlag GmbH, Berlin, 2022  
[info@steffen-verlag.de](mailto:info@steffen-verlag.de), [www.steffen-verlag.de](http://www.steffen-verlag.de)

Herstellung: Steffen Media, Friedland – Berlin – Usedom  
[www.steffen-media.de](http://www.steffen-media.de)

ISBN 978-3-95799-118-8

*Faszinierende Tierwelt – von einem Kenner  
hochspannend erzählt!*

Spannungsgeladen, konfliktreich und zuweilen hochdramatisch geht es im Tierreich zu – wenn ein Brandfuchs seiner Beute auflauert, ein junger Rehbock sich gegen die alte Generation behaupten will oder ein Zaunkönig sein Nest gegen Mensch und Tier verteidigt. Karl-Heinz Engel erzählt in seinen Naturgeschichten von Wildtieren, die sich im Überlebenskampf behaupten müssen und mal Gewinner, mal Verlierer sind. Diese packenden Aufzeichnungen berichten vom großen Zusammenspiel in der Natur, an dem auch wir Menschen teilhaben.

Karl-Heinz Engel war viele Jahre als Reporter und Redakteur für Tageszeitungen und als Korrespondent einer Jagdzeitschrift tätig. Als Geschichts- und Naturfreund erkundet er schon sein ganzes Leben lang Wälder, Seen und Auen zwischen Elbe und Oder. Sein Buch führt den Leser ganz nah an die Lebenswelt der Tiere heran, die uns Menschen meist verborgen bleibt!

ISBN 978-3-95799-118-8



22,95 € (D)  
23,60 € (A)

[www.steffen-verlag.de](http://www.steffen-verlag.de)